

Gebet gekleidet: „Ey du selige junpfraw und mutter gottis, wie hat uns got in dir ertzeigt so einen grossen trost, die weil er dein unwirdickeit und nichtickeit hat so gnediglich angesehen, dadurch wir ermanet hynfurdtd, er werd uns armen, nichtige menschen deynem exempelp nach auch nit vorachten und gnediglich ansehen“. So schrieb Martin Luther im Jahre 1521²⁸. Die Worte haben von ihrer Gültigkeit bis zur Stunde nichts verloren.

²⁸ M. Luther, *Das Magnificat verdeutscht und ausgelegt 1521*: WA 7, 569.

Karriere nach unten

Ein Weg für Ordensleute und andere Christen

Ursula Adams, Münster

Karrieren weisen nach oben – nach unten führt der Abstieg. So ist der Sprachgebrauch.

Was ist mit einer Karriere nach unten?

Es geht um die Karriere zu den Armen unserer Zeit: zu den Untüchtigen, den Hilflosen und Unbeholfenen, den Verstörten und Störenden, den Abgeschobenen und Verdrängten und zu all denen, die niemand mehr wahrnimmt.

Um eine Karriere geht es, nicht um eine Besuchsregelung. Besuche bei Armen sind gut, aber sie reichen hier nicht aus. Besuche kann man eines Tages wieder einstellen; man kann sich durch die Beschäftigung mit anderen, wichtiger erscheinenden Leuten davon abhalten lassen. Arme machen nur schüchtern oder gar nicht auf sich aufmerksam. In einer Zeit, die schreit, die sich mit Telefon, Presse und Fernsehen jederzeit überall zur Sprache meldet, geraten die ins Hintertreffen, die dies alles nicht zur Verfügung haben und damit nicht umgehen können. Arme sind rasch aus dem Rennen, wenn andere kommen, die sich besser vertreten können. Sie ziehen sich zurück und sind alsbald wieder aus dem Blick.

Um eine Karriere geht es, denn nur der kommt wirklich bei den Armen an, der sich zielstrebig und dauerhaft darum bemüht. Karrieren macht man nicht in einem Tag – nicht nach oben, erst recht nicht nach unten.

Karriere nach unten, das ist keine Laufbahn für solche, die sonst nicht zum Zuge kommen. In einer Welt, die jeden nach oben verpflichten will, ist es schwer, nach unten zu kommen. Wer diesen Weg sucht, erfährt rasch, daß er immer ein Anfänger bleibt, immer versucht, sein Wissen und Können mehr auf die Brauchbarkeit „für oben“ als „für unten“ zu prüfen. Es braucht die alten christlichen Tugenden: Mut, Klugheit, Tapferkeit und Liebe, um sich hier zurechtzufinden. Und wer hat dies alles schon?

I. Zweifel an der Entwicklung zur professionellen sozialen Arbeit

Vor kurzem ist ein neues Buch des langjährigen Arbeiterpriesters Jacques Loew erschienen: „Ihr sollt meine Jünger sein“ (Freiburg 1978). Es geht um ein Ausbildungsprogramm für Leute, die unter Armen arbeiten wollen. Ein neuer Fachbeitrag für die soziale Arbeit?

Im Vorwort heißt es: „Jesus hat seinen Jüngern nicht einen Kurs in Missiologie gehalten. Er hat gesagt: Ihr seid meine Jünger. Geht hin in alle Welt und verkündet die Heilsbotschaft. – ‚Jünger‘ sagt Jesus, nicht ‚Student‘.“

Das Buch trifft in eine Zeit, die sich neu fragt, was erwarten die Menschen von denen, die sich in den Dienst am Menschen gestellt haben? Den barmherzigen Samariter, der (sich) mit den Hausmitteln Öl und Wein (be-)helfen mußte, haben wir überwunden. Heute haben wir eine Fülle von Ausbildungswegen für soziale Berufe. Unentwegt werden neue Spezialmethoden entwickelt, um immer gezielter helfen zu können. Wer vor etwa drei Jahren sein Examen gemacht hat, kommt sich heute bereits überholt vor. Die Fortbildungsangebote sind kaum mehr zu überschauen. Und wer eine neue Arbeitsmethode erlernt hat, strebt sogleich danach, diese im Rahmen einer hierfür neu geordneten Stellenbeschreibung anwenden zu können.

Heute mehren sich die Stimmen, die von einer Über-Professionalisierung und Über-Spezialisierung der sozialen Berufe sprechen. Was lange Zeit nur bewunderte Entwicklung war, wird in Frage gestellt. Die Frage heißt: Hat sich das Streben nach mehr spezialisierter Fachlichkeit verselbstständigt? Ist es vielleicht sogar zu einer Ideologie geworden? Sind der Sozialarbeiter, die Krankenschwester, die Altenpflegerin, der Pfarrer und andere, die ständig versuchen, den Anschluß an den neuesten Stand des methodischen Rüstzeugs zu haben, sind sie alle dadurch zu besseren Sozialarbeitern, besseren Kranken- und Altenpflegern, besseren Seelsorgern geworden?

Ist es nicht vielmehr so, daß die sozialen Berufe – vor allem die voll- und halb-akademischen unter ihnen –, angestoßen durch diese Entwicklung, ihren Dienst immer mehr in Konzentration auf den beruflichen und fachlichen Aspekt leisten und dabei vielerlei Verkürzungen in Kauf nehmen? Denn was ist nach der Entlassung mit denen, die in Anstalten und Heimen gewesen sind? Finden sie eine Familie, Nachbarschaft, einen Bekanntenkreis, die sie annehmen und durchtragen? Fachleute können nicht selbst Familie, Nachbarschaft, Arbeitskollegen für solche sein. Wenn sie den von ihnen beratenen und betreuten Menschen wirklich zum Heilwerden verhelfen wollen, müssen sie aufhören, in ihren fachlichen Hilfsmöglichkeiten das alleinige Allheilmittel zu sehen. Dann müssen sie sich verbünden mit anderen, die Familie, Nachbarschaft und Arbeitskollegen sind. Es genügt nicht, Patienten und Klienten an eine normale Umwelt zurückzureichen und diese quasi mit der Fortsetzung der Betreuung zu beauftragen. Fachliches und nicht-fachliches Helfen muß vielmehr zu einer Einheit werden. Der betreute Mensch muß das erfahren können, z. B. durch Anwesenheit der Fachleute im Herkunftsmilieu der Patienten und Klienten, durch Hineinholen dieses Milieus in die Anstalten und Beratungsstellen.

Wer so etwas sagt, greift an ein Tabu. Denn Fachleute neigen dazu, sich eine eigene, fachlich bestimmte Behandlungs- und Beratungswelt aufzubauen. Die Berufsbilder der ambulanten Krankenschwester, der Haus-, Alten- und Dorfpflegerin, die in die Milieus gehen, sind keineswegs allgemeingültige Vorbilder für andere spezialfachliche Berufe. Erst zögernd beginnen einzelne und kleinere Teams, ihren nur spezialfachlich orientierten Hilfeansatz zu überprüfen. Sie tun sich mit Nicht-Fachleuten zusammen und entdecken dabei für sie neue und unbekannte Wege der Hilfe im mitmenschlichen Bereich.

Die Leute, die in Fribourg in Jacques Loews Kursen sitzen, sind alle auf der Suche nach solchem Weg. Es sind Menschen, die Konsequenzen ziehen wollen aus ihren Zweifeln am bloßen Denken und Handeln in Berufsrollen, im Nur-Fachlichen, im Perfektionieren ihrer Hilfen. Es sind Leute, die sich nicht ausschließlich wie Studenten weiterbilden, sondern das Jünger-Sein erlernen wollen: „Studenten speichern Kenntnisse in ihren Köpfen“, meint J. Loew, „Jünger hören mit dem Herzen. Sie orientieren sich am Meister, und sie setzen alles Gehörte mit dem eigenen Fleisch und Blut in die Tat um.“ So: „Heilt die Kranken, weckt die Toten auf, macht die Aussätzigen gesund und treibt böse Geister aus. Umsonst habt Ihr alles bekommen . . .“ (Mt 10, 8–10)

Viele Kranke unserer Zeit sind an ihrem Milieu krank. Hier muß Heil werden, damit Kranke gesund werden können. Die Aussätzigen unserer

Zeit sind die Opfer einer auf Leistung, Erfolg, Fitneß, Jugend und Schönheit versessenen Zeit. Sie können nur gesund werden, wenn es Menschen um sie herum gibt, die für die Untüchtigen, Lahmen, Alten, Verstörten wieder Raum, menschliche Nähe und Liebe bereithalten.

Das alles ist nur möglich, wenn Fachleute sich wie Jünger verstehen und dorthin gehen, wo die Menschen leben und dort wie einer von ihnen unter ihnen leben.

Überwindung des „nur“ Barmherzig-Seins?

– *Sie ist Sozialarbeiterin* bei einem kirchlichen Fachverband. Ihr Bezirk umfaßt das halbe Stadtgebiet: Alkoholiker, Ehescheidungen, verlassene Kinder, Selbstmorde, Straffälligkeit, wirtschaftliche Schwierigkeiten... „Mädchen für alles“ nennt sie sich selbst. Sie möchte nicht länger so vielen kaum helfen, sondern einigen wirklich helfen können. Einige Kollegen haben Fortbildungskurse besucht. Seither haben sie sich spezialisiert: Adoptions- und Pflegekindervermittlung, Suchtberatung, Gemeinwesenarbeit usw.

Sie geht zu ihrem Anstellungsträger. Dem kommt ihr Wunsch sehr gelegen: Es gilt ohnehin, das Image des Verbandes zu verbessern. Spezialisiertes Fachwissen hat heute höheren Stellenwert in Fachkreisen als all-round-Fürsorge nach Art des barmherzigen Samaritanen.

Nach Abschluß des Kurses wird sie in der Spezialabteilung „Beratung und Hilfe“ eingesetzt. Straffällige und -entlassene, Entmündigte, Suchtkranke und Nichtseßhafte werden hier betreut, doch nur die, für die Betreuung angeordnet ist und die freiwillig kommen. Jeder Mitarbeiter hat 50 „Fälle“, Aktenfälle eingeschlossen. Wieviel „Fälle“ es darüber hinaus gibt, weiß niemand in der Abteilung. Die Sozialarbeiterin kann jetzt einzelnen vertiefter helfen. Manchmal kommen ihr dabei Bedenken, ob sie vorher in der Bezirksarbeit, wo es für sie keine Nachfolgerin gegeben hat, nicht für mehr Menschen so etwas wie ein Garant für Hilfe gewesen ist...? Was erwarten die Menschen in Not wohl vom Sozialarbeiter: Daß es eine Stelle gibt wie diese hier, in der nur einige wenige ankommen können?

– *Schwester A. ist Pflegerin* im Altenheim ihres Ordens. Seit langem verfolgt sie mit großer Aufmerksamkeit die neuen Entwicklungen auf gerontologischem Gebiet. Verwandte und Freunde bieten ihr an, einen Sommeraufenthalt in den USA zwecks Teilnahme an einem gerontologischen Seminar zu finanzieren. Es gelingt ihr, die Ordensleitung davon zu überzeugen, daß dies für das Altenheim von großem Nutzen sein könnte. Schwester A. reist in die USA.

Später folgen weitere Kurse in Deutschland: Gesprächs-, Verhaltens-, Kommunikationstherapie, Meditation... Ihr Ansehen im Kreis der Mitschwestern wächst, aber zugleich entsteht eine Distanz, die der Zusammenarbeit im Wege steht. Früher hatten sich alle gegenseitig vertreten, war

man sich unkompliziert zur Hand gegangen. Jetzt ging das nicht mehr so einfach, weil Schwester A. vielfältig anderswo in Anspruch genommen wurde. Auch die Heimbewohner bemerkten die Veränderung und zogen sich zurück, um nicht zu stören.

Schwester A. fragt sich jetzt, ob sie eigentlich trotz des verbesserten Wissens eine schlechtere Altenpflegerin geworden sei . . .

Erfahrungen . . .

Wer heute einen sozialen Beruf ergreift, möchte immer noch so hilfreich sein wie der barmherzige Samaritan zwischen Jerusalem und Jericho. Er möchte sich nur nicht mehr mit Hausmitteln wie Öl und Wein begnügen, sondern sich der Fachkunde einer der vielen spezialisierten sozialen Berufe und der zugehörigen institutionellen Apparaturen bedienen – um besser helfen zu können.

Eines Tages entdeckt er, daß die Hilfebedürftigen – vor allem die Schwächsten unter diesen – sich von seiner institutionellen Fachlichkeit kaum angezogen fühlen. Obdachlose, Nichtseßhafte, Straftlassene und andere sonstige Gefährdete kommen nur selten von sich aus in die für sie eingerichteten Beratungsstellen. Sie trauen sich nicht; die Schwellen sind zu hoch. Sie hoffen lediglich, daß einer aus diesen Stellen (oder sonst einer) einmal zu ihnen kommen möchte, und sie ahnen nicht, daß das nicht mehr vorgesehen ist.

Wer heute einen sozialen Beruf ergreift, kann eine weitere Erfahrung machen: sein Fachwissen gibt ihm Macht. Er hat eine Fachsprache. Er be- und verurteilt. Er vermittelt Hilfen oder versagt sie. Macht zu haben ist wichtig. Denn Arme brauchen Menschen, die ihren Einfluß zur Verfügung stellen. Aber nur durchschaubare Macht kann von anderen überprüft werden, nur solche als hilfreich erfahren werden.

Der Abstand zwischen den gut ausgebildeten Fachleuten in sozialen Dienststellen und den Armen draußen vor der Tür ist viel zu groß, als daß einer durchschauen könnte, ob das gut oder nachteilig ist, und ob überhaupt etwas für ihn in Gang gesetzt wird.

Wer den Weg zurück zu den Armen sucht, kann eine neue Erfahrung machen: daß er mehr auf sein Herz und seine Bereitschaft zum Mitleid(-en) hin angefragt wird als auf sein Wissen. Freilich braucht das Herz Hände, um zufassen zu können, wo einer Stützung braucht; um ans Herz zu drücken, wo Trost nottut; um auszuteilen – auch sich selbst.

Hat Barmherzigkeit noch eine Chance?

Wir sind lange Zeit stolz gewesen, den „nur barmherzigen Samariter“ hinter uns gelassen zu haben. Wir haben ein gesetzlich gesichertes und breit

ausgebautes System sozialer Sicherung und Versorgung. Das Wort Barmherzigkeit kommt darin nicht mehr vor. Die Hilfe für einen in Not geratenen Menschen wird nicht einfach in das Ermessen der anderen gestellt. Und das ist gut so. Soziale Gesetze sind notwendig, weil wenig Verlaß auf Barmherzigkeit der Menschen besteht.

Heute stellen wir fest, daß die ganze perfekte Gesetzesorganisation mit ihrem ausgeklügelten Verwaltungsapparat und den vielen Fachleuten, daß dies alles die unmittelbare, persönliche, mitmenschliche Zuwendung nicht ersetzen kann. Wir brauchen Menschen, die mit aufmerksamen Augen jede Not in der Nachbarschaft wahrnehmen, die mitfühlen und mitleiden. Unglückliche brauchen Mitmenschen, die spontan und direkt ihr Herz zeigen. Sozialpolitische Programme und methodisches Arbeiten von Fachleuten gehen in der Regel auf mittel- und langfristige Lösungen und Prozesse aus. Die kurzfristigen Hilfen aus nächster Nähe kommen dabei zu kurz. Darüber hinaus gibt es immer aktuelle Probleme, für die noch keine Regelung bereitliegt, gibt es vergessene Arme, an die bisher keiner gedacht hat, oder solche, für die es einfach Ausnahmen geben muß. In all solchen Fällen ist nicht Amtshilfe gefragt, sondern Barmherzigkeit. Jeder weiß das, und jeder hofft für sich darauf, wenn es ihn einmal treffen sollte.

Aus den Kreisen fachlicher sozialer Arbeit werden allerdings oft Bedenken gegen die Barmherzigkeit geäußert: Das sei etwas Altmodisches und Unkontrollierbares. Barmherzigkeit verschleierte die wahren Ursachen von Not; da würden bloß Gefühle gepflegt, statt gesellschaftliche Verhältnisse geändert; da würde an Symptomen kuriert, ohne die wahren Krankheits-erreger unschädlich zu machen. Barmherzigkeit sei ein Pflaster; sie biete keine Heilung.

Angesichts solcher Vorwürfe ist es wichtig, die Forderungen echter Barmherzigkeit und ihre Quellen zu benennen.

Was ist Barmherzigkeit?

Barmherzigkeit kommt aus dem religiösen Bereich. Vom Gott Israels wird im Alten Testament viele Male gesagt, er sei barmherzig; er wende sich dem hilfsbedürftigen Menschen zu; er zeige Mitgefühl wie eine Mutter. Barmherzigkeit ist da kein sachlich-distanzierter Vorgang der Vernunft, sondern des Herzens.

Im Neuen Testament wird die Barmherzigkeit Gottes zur Aufforderung an den Menschen: „Seid barmherzig, wie Euer himmlischer Vater barmherzig ist.“ (Lk 6, 36) Im Gleichnis vom barmherzigen Samaritanen (Lk 10, 25–37) wird auf das Ungenügende hingewiesen, wichtige Forderungen nur theoretisch zu kennen: Priester und Levit hatten durchaus im

Kopf, man müsse grundsätzlich barmherzig sein, tatsächlich kam in ihnen aber kein Mitgefühl auf mit dem, der halbtot an ihrem Weg lag. Erst der Samaritan leistete Hilfe, er reagierte barmherzig.

Barmherzigkeit beginnt mit dem wachsamem Blick für den Hilfsbedürftigen und führt – durch das Mitgefühl getrieben – dazu, das Nötige zu tun, wie der Samaritan. Die Hauptmerkmale eines barmherzigen Menschen sind das Erfassen der Notlage, das entschiedene Zupacken, die eindeutige Parteinahme für den Unglücklichen.

Barmherzigkeit und Fachlichkeit

Der Samaritan aus dem Gleichnis war nicht Mitglied einer Hilfsorganisation. Er wußte noch nichts von den Problemen, die sich die heutigen Fachdienste mit Barmherzigkeit machen: Wem gegenüber soll ich barmherzig sein, wer verdient Barmherzigkeit? Muß ich Barmherzigkeit nicht zuweilen verknappen, weil sie sonst ausgenutzt wird, weil ich zum Schmarotzen verleiten könnte? Muß ich nicht erst prüfen, ob einer wirklich arm ist?

Die Bibel läßt solche Überlegungen nicht zu. Die Frage: „Wer ist mein Nächster“ wird umgekehrt: „Wem bin ich Nächster“, verstanden als Forderung, jeder solle jedem Nächster sein. Auch gegenüber dem Unbekannten, auch dem Fremden, auch dem, der mich ausnutzt.

An dieser Stelle haken wiederum die Fachdienste ein: Barmherzigkeit entläßt die Sozialhilfeträger aus ihrer Verantwortung. Wenn an Klosterpforten und Pfarrhaustüren nicht Essen und Kleidung und manchmal ein Schlafquartier gegeben würden, wären ca. 80 000 Nichtseßhafte endgültig am Ende, und der Skandal fehlender Sozialarbeit käme endlich ans Licht. Wenn christliche Kranken-, Kinder-, Behindertenheime nicht immer wieder Notfälle zusätzlich aufnehmen würden, könnte besser geplant werden.

Solche Anfragen geraten an einen Punkt, wo das christliche Gewissen eindeutig ist: man darf nicht Menschen opfern, um Lücken im sozialen Angebot ausmachen zu können. Wenn der Nichtseßhafte erfroren auf der Parkbank gefunden wird, ist es für ihn zu spät.

Überdies genügt es für viele Hilfsbedürftige nicht, ihnen Ansprüche zu nennen, Zuständigkeiten aufzuweisen oder Berechtigungsscheine auszuteilen. Sie können sie nicht geltend machen. Die einen sind zu unbeholfen, andere haben im Amt einen schlechten Ruf, und für viele ist ganz einfach die Schwelle zu hoch.

Können institutionelle Fachdienste und Barmherzigkeit miteinander verbunden sein? In dem großen Werk von G. Uhlhorn „Die christliche Liebestätigkeit“ (Stuttgart 1895) läßt sich nachlesen, wie das seit jeher

möglich gewesen ist. Um die Werke der Barmherzigkeit besser tun zu können: Waisen und Findelkinder erziehen, Obdachlose beherbergen, Kranke pflegen, Siechen und Behinderten aller Art den Schutz eines Heimes gewähren zu können, wurde die Barmherzigkeit organisiert und institutionalisiert. In diesen Einrichtungen der Barmherzigkeit sollten Fremde zu Bekannten, Hilfsbedürftige und Helfer zu Freunden werden. Gastfreundschaft wurde da regelrecht angetragen. Manche Einrichtungen waren so umfangreich, daß sie wie eine Stadt wirkten. In dieser „neuen Stadt“ sollte alles Unglück geduldig ertragen und mit Hoffnung betrachtet werden. Barmherzigkeit sollte das Klima der Stadt bestimmen.

Später spezialisierten sich die Einrichtungen. Aber die Verpflichtung blieb, keinem Hilfe zu verweigern, der sie erbat. Barmherzigkeit und Fachlichkeit sollten verbunden bleiben.

Barmherzigkeit als Beruf

In der Geschichte der religiösen Ordensgemeinschaften findet sich das Beispiel von Männern und Frauen, die sich die Barmherzigkeit regelrecht als Beruf wählten, die Barmherzigen Brüder und Schwestern.

Warum wählen heute immer weniger Menschen den Weg in die hauptberufliche Barmherzigkeit? Fürchten sie, dadurch den Laienmitarbeitern im sozialen Dienst einmal fachlich unterlegen zu sein? Oder denken sie vielleicht: Diesen Dienst kann ich auch als Laie leisten? Erkennen sie möglicherweise keinen Unterschied in der Hinwendung zum Notleidenden? Ist die hauptberufliche Barmherzigkeit nicht mehr gefragt, oder ist es vielleicht so, daß die Barmherzigkeit das Hauptberufliche nicht mehr überstrahlt? Ist die Barmherzigkeit so blaß geworden oder so ähnlich dem, was alle tun und haben: Fachlich gerüstet, weltläufig in Sprache und Mode, mehr bedroht vom Streß als umgeben von Gottes Gegenwart?

Was denken Ordensleute über diese Entwicklung? Diese stehen heute unter einem ähnlichen Druck wie die Laien: Ihre Berufung zur Barmherzigkeit ist zu einem Beruf geworden, der sich im Konkurrenzkampf mit anderen beweisen soll.

Für Ordensleute gibt es noch einen weiteren – verstärkenden – Druck: „Wie gut, daß Ihr nicht mehr so weltfremd seid“, sagen Freunde. Fernstehende sagen so etwas selten. Sie fragen nicht die Weltförmigkeit an.

Die Menschen erwarten, daß Klöster Orte der Barmherzigkeit sind, wo die Armen jeder Art und Herkunft Gastrecht besitzen und in Freundlichkeit angenommen werden. Es gibt viele versteckte Beispiele, wo so etwas geschieht. Wer sie entdeckt, erzählt sie eilends weiter. So entsteht bei anderen eine Sehnsucht, ähnliches zu tun.

Wo so etwas geschieht, kann überdies glaubwürdig in der Öffentlichkeit eine Anwaltsfunktion wahrgenommen werden. Da kann nach Art prophetischer Kritik auf das Unrecht aufmerksam gemacht werden, das Schwachen in unserer Gesellschaft widerfährt.

Auf solchem Weg kann Barmherzigkeit wieder zum Beruf werden und als solcher überzeugen.

Von „Laien“ lernen

Nicht-Fachleute scheinen sich leichter zu tun mit der Barmherzigkeit. Sie haben täglich soziale Probleme in ihrer eigenen Welt zu lösen: die Erziehung schwieriger Kinder, die Sorgen einer belasteten Ehe, Krankheit, Not und Tod. Und sie machen sich tatkräftig daran, die Kunst, als Hausfrau, Mutter, Arbeitskollege, Schüler und sonstiges umzugehen mit eigenen Sorgen, auch für andere einzusetzen.

So sieht das z. B. aus:

- *Frau A.*, 28 Jahre, ist nach ihrer Scheidung in einer ernsten Krise. Die Telefonseelsorge verständigt die Nachbarschaftshilfe einer Pfarrgemeinde in Frankfurt. Eine Mitarbeiterin kennt Frau A. Sie hat eine ähnliche Situation überwunden. Heute sind die beiden befreundet.
- *Frau R.*, alleinstehende Mutter eines 1 1/2jährigen Kindes, wird nach der Operation am 4. Tag entlassen – Bettenmangel! Für die Patientin ein unlösbares Problem, für die betreuende Sozialarbeiterin des Fachverbandes ebenfalls – für die Helfergruppe in der Gemeinde nicht. Improvisierte Hilfe durch mehrere Mitarbeiterinnen: Wäschewaschen, Hausarbeit, Kinderbetreuung, Vorrichten von Essen, Gespräche bei Besuchen. Nach zwei Wochen schafft es Frau R. wieder allein. Sie möchte später in der Helfergruppe mitarbeiten.
- Stadstreicher auf allen Straßen, an Klosterpforten, Pfarrhaustüren. Studenten meinen, man sollte sie einladen, Begegnung und Gemeinschaft ermöglichen. Einmal monatlich wird *eine Offene Tür* organisiert. In 7 Jahren fällt sie keinmal aus. Im Sommer kommen Spaziergänge in der Umgebung hinzu. Einander Fremde werden Freunde und Bekannte, auch an den Klosterpforten. An Allerheiligen gehen alle miteinander zu den Gräbern verstorbener Freunde von der Straße, zum Friedhof. Im Winter entstehen Wärmestuben, werden Notquartiere organisiert, Militärschlafsäcke für diejenigen ausgegeben, die kein privates Quartier bekommen können. Langsam ändert sich das Klima in der Stadt: „Man wird jetzt freundlicher angeschaut“, sagt einer der Tippelbrüder.
- Rosenmontag, alle Dienststellen der freien und öffentlichen Wohlfahrtspflege haben geschlossen. Nur die Polizei ist im Großeinsatz. *Ein junger Mann hört* tags und nachts Polizeifunk, um Namen von Armen und Hilflosen, die er kennt, zu erhaschen. Zusammen mit Freunden eilt er ihnen zu Hilfe.

Was da geschieht, ist Barmherzigkeit, gepaart mit Laienverstand. Alle tun mehr, als sie gelernt haben. Vielleicht erfinden sie gerade deshalb unübliche Wege der Hilfe. Die Vorwürfe der Fachleute bleiben dabei nicht aus: „Das ist pfuscherische Hilfe, nur Versorgung, Unterstützung der Unselbständigkeit“, heißt es einmal, ein anderes Mal: „Wie können sich Laien so etwas zumuten?“

Sind Nicht-Fachleute nur „Laien“? Sollten sie erst angeleitet werden? Viele meinen das. Aber wo will man da anfangen, wo aufhören? Die Hilfen, die sich z. B. die Ärmsten untereinander gewähren, sind Hilfen zum Überleben, gelegentlich auch zum wirklichen Aufatmen: Wenn Schwächere über Wasser gehalten werden, wenn einer für den anderen eintritt. Und die Hilfen in der Nachbarschaft, in der Gemeinde, im Stadtviertel. Sie alle sind Hilfen mit den Mitteln des eigenen Lebens. Es ist wohl-tuend, am Leben eines anderen teilnehmen zu können; es ist ein Beweis des Vertrauens, der Zuneigung.

Hier liegt „Fachwissen des Lebens“, oft auch des Herzens bereit, das sich zu erlernen lohnt. Von Ausbildungsstätten wird es erst zögernd zur Kenntnis genommen und neben die bisher üblichen Lerninhalte gestellt. Aber keine Ausbildungsstätte kann den Boden mitliefern, auf dem dieses Wissen wächst und aus dem man es nicht ohne Verlust auspflanzen kann. Und Praktika – die wichtigsten Verstärker jeder praxisorientierten Ausbildung –, die bei „Laien“ gemacht werden, sind noch nicht üblich. Hier zeigt sich, wie sehr die helfenden Dienste in eine fachlich und eine „laienhaft“ helfende Welt gespalten sind. Sie können erst voneinander lernen, wenn sie sich wie Gleichwertige zusammentun und gemeinsam wie Freunde auf den Weg machen. Sonst überfordert der eine den anderen.

II. Neue Orientierung

Seit geraumer Zeit gibt es immer mehr Menschen, Fachleute vor allem, die Konsequenzen zu ziehen versuchen aus der Einsicht, daß ihre Dienste die Schwächsten nicht mehr erreichen. Manche von solchen suchen sich mit den Ärmsten zu verbünden, um zusammen mit diesen einen neuen Weg aus diesem Dilemma fachlicher sozialer Arbeit zu suchen.

Menschen, die die Karriere nach unten suchten

- Sein Berufsleben lang hatte *der Pfarrer* sich für Arme und Entrechtete eingesetzt. Als Direktor einer Sozialakademie, später als Rektor einer Schwesterngemeinschaft hat er manch einen auf den Weg zu den Armen gebracht. Vielen in seinem Bistum galt er deshalb als Garant dafür, daß es für die soziale Frage engagierte Anwälte aus den eigenen Reihen gibt.

Ihm selbst genügte das alles nicht. Nach seiner Pensionierung zog er in eine Obdachlosensiedlung und lebte dort als Nachbar. Er sah seine Aufgabe vor allem darin, aufmerksam zuzuhören. Immer noch war er unermüdlich unterwegs in den Anliegen der Armen. Jetzt kannte er deren Welt aus eigenem Erleben.

Seine angeschlagene Gesundheit hielt den Strapazen dieses Lebens nur wenige Jahre stand. Dann stellte ihn der Arzt vor die Alternative: Bei Verbleib im Milieu mit Gewißheit ein baldiger Tod, bei Rückkehr in eine „normale Umwelt“ voraussichtlich noch einige Jahre der Tätigkeit für die Armen.

Er besprach sich mit vielen Freunden und entschloß sich schließlich, zu seiner Schwester zu ziehen, die ihn fortan betreute. Jetzt war er noch unermüdlicher unterwegs für die Armen, aber bis zu seinem Tod blieb er krank an der Frage, ob er nicht seinen Auftrag verraten hatte.

– Solange sie denken kann, *wollte sie Armen helfen*. Die Berufswahl stand darum immer schon fest: irgendwo im sozialen Dienst. Sie nahm den Weg über eine *juristische Ausbildung*. Hier entdeckte sie viele Möglichkeiten, hilflosen Menschen zu Recht und Gerechtigkeit zu verhelfen. Nach dem Abschluß wollte sie zuerst Schüler von Armen werden, um deren Nöte und Probleme, aber auch die Erwartungen zu erfahren. Sie wollte zu Obdachlosen, weil sich dort alle Nöte des Lebens häufen. Aber: wer läßt eine voll ausgebildete Juristin bei Obdachlosen praktizieren? Juristen werden in Geschäftsstellen beschäftigt, wo man für Obdachlose und andere Arme tätig ist.

Schließlich errang sie die Genehmigung, zunächst für ein Jahr beim Aufbau von Selbsthilfegruppen in einer Obdachlosensiedlung praktisch tätig zu sein. Anschließend schrieb sie einen Bericht über das, was diese Menschen, denen niemand etwas zutraut, in ihrem Leben leisten und wozu sie – mit Unterstützung von außen – fähig gewesen waren. Sie wurde bekannt durch diesen Bericht. Hatte sie nicht die Obdachlosen bekanntmachen wollen? Sie blieb in der Arbeit und setzte neu an. Fachzeitschriften übernahmen Aufsätze zu immer neuen Aspekten des Obdachlosendaseins.

Sie fragte sich immer wieder: Wem diene ich damit eigentlich? Andererseits: Wären die Obdachlosen ohne dieses Bemühen, dem sich im Laufe der Jahre andere anschlossen, in die Aufmerksamkeit von Kommunalpolitikern, Fachleuten und auch der Kirche gelangt?

Später stieß sie in ihrer Stadt auf Nichtseßhafte und erkannte, daß diese Armen in noch tieferem Elend sind als Obdachlose, noch mehr außerhalb des Interesses der helfenden Berufe, nur Gegenstand ständiger Vertreibung von Platz zu Platz und öffentlicher Demütigung. Der soziale Rechtsstaat scheint hier nicht mehr zu greifen.

Von diesen Armen konnte man Neues lernen: Sie organisieren sich selbst das zum Überleben notwendige Minimum an Erbarmen. Tragfähiger sollte dieses Erbarmen werden, nicht nur das notdürftige Überleben, sondern ein Leben ermöglichen. Wie sieht ein Leben, das mehr als Überleben ist,

für Nichtseßhafte aus? Man kann es nur in Erfahrung bringen, wenn man sich neben diese Menschen setzt. In Münster schlossen sich alle, die an dieser Aufgabe praktisch mitarbeiten wollen, zu einer „Nichtseßhaftenhilfe Münster“ zusammen. In anderen Städten Nordrhein-Westfalens machen sich ebenfalls Menschen auf den Weg zu den Elenden. Das Ende ist noch nicht abzusehen.

Erfahrungen . . .

Ein Wort aus den „Christusmeditationen“ von Jacques Loew (Freiburg 1972, S. 31 f.) zitierte der alte Pfarrer immer wieder: „Ein Armer ist ein Mensch, der ständig zuhört und dem niemand zuhört.“ In dem letzten Buch von Jacques Loew („Ihr sollt meine Jünger sein“) wird dieses Wort (S. 181 f.) weiter ausgeführt: „Die Armen von heute werden von der sozialen Fürsorge betreut, und so bekommen sie mit Verwaltung, mit Papierkrieg, mit Schaltern zu tun, aber kaum mit Menschen, die sie anhören. Daß Gott sie hört, wissen sie nicht. Denn welches Wunder könnte diesen Menschen den Glauben an einen Gott schenken, der ihnen zuhört, wenn kein Mensch ihnen zuhört? Der Arme ist nicht der wirtschaftlich Schwache, sondern der, der sich eines Tages auf Gott stützen könnte, weil er Menschen aus Fleisch und Blut begegnet ist, die ihn angehört haben.“

Wer den Armen zuhört, kann viel von ihnen lernen. Vor allem macht er die Erfahrung, daß zunächst Barmherzigkeit und Freundschaft sein müssen, um Recht und Gerechtigkeit überhaupt in Gang zu setzen.

Wer zu den Armen geht, macht auch Erfahrungen mit sich selbst: Der Weg zu ihnen ist in einer Leistungsgesellschaft als berufliche Laufbahn nicht vorgesehen. Wir alle werden nach oben programmiert. Wer eine gute Grundausbildung hat, dem werden im Leben viele Aufstiegs- und Qualifizierungsmöglichkeiten geboten. Zwar ist alles mit harter Anstrengung verbunden; geschenkt wird selten etwas. Aber der Zugang wird eröffnet; und das wird er nicht jedem.

Wer auf der Seite der Armen sein will, merkt bald, daß er die Aufstiegsmöglichkeiten sorgfältig prüfen muß. Er darf nur diejenigen wählen, die ihm helfen, näher zu denen zu kommen und mehr für die da zu sein, die unten sitzen. Die übrigen sollte er meiden. Es ist besser, Möglichkeiten ungenutzt zu lassen, als sich zu entfernen.

Der Weg zu den Armen, ist das ein Trimm-Dich-Pfad für Begüterte? Er ist es ebensowenig, wie die Entscheidung zur Ehelosigkeit keine für Zukunftspessimisten ist. Wer ihn ernsthaft sucht, wird das auch an den Reaktionen seiner Umwelt merken: Es wird nicht leicht zugelassen, daß einer in Gegenrichtung steuert, vor allem, wenn andere wissen, daß er kennt und schätzt, was er zurückläßt.

Die Karriere nach unten muß neu entdeckt werden: Franziskus kannte sie, Elisabeth auch und viele andere vor und nach diesen. Wer bei den Armen wirklich ankommt, kann einen Reichtum in deren Leben entdecken. Er ist wirklich wie ein Schatz im Acker, wert, daß vieles für ihn aufgegeben wird.

Dienste bei den Armen

Wer mit Menschen umgehen will, die weder Bildung noch Besitz oder Beziehungen haben, muß sich des eigenen Haben-Kontos genau vergewissern.

Leere Hände

Für die Fachdienste des Sozial- und Gesundheitswesens ist es wie ein Schock, daß man heute von ihnen sagt, sie seien überprofessionalisiert und -spezialisiert. Sie würden dadurch eher lähmen als beleben, sich selbst und die, für die sie eingesetzt sind.

Noch wird erst in kleineren Kreisen und hinter verschlossenen Türen über diese Einsicht gesprochen. Draußen dagegen finden sich hier und da Gruppen zusammen, die inmitten unserer auf Tüchtigkeit, Fachlichkeit und Einfluß bedachten Gesellschaft neu alte christliche Werte leben wollen: Armut, Frieden, Gewaltlosigkeit – aus Liebe zu den Schwachen. Sie machen dabei eine Entdeckung: Haben sie vorher über Wissen, Besitz und Einfluß verfügt, waren sie ihrer selbst sicher – bei den Armen erfahren sie sich als solche, die angewiesen sind, angenommen zu werden. Hier sind sie ohne Beziehungen und sehr unsicher. Sie müssen fragen, um sich zurechtzufinden. Sie müssen die vertraute Geschäftigkeit aufgeben, denn in dieser Welt hat man viel Zeit, herumzustehen und zu sitzen: Vertane Zeit oder Warten auf irgendetwas?

Manche ziehen sich zurück, um sich auf Abstand das erforderliche Wissen anzueignen – z. B. über Ursachen und Hintergründe der Armut – und müssen anschließend feststellen, daß ihr theoretisches Wissen in der Praxis um- und neu gelernt werden muß.

Andere bleiben bei den Armen und versuchen, dies alles zusammen mit diesen herauszufinden. Zu ihrer Erfahrung, daß sie leere Hände haben, kommt eine neue: daß die Armen dadurch ermutigt werden, ihre Armut da hinein zu legen. Und sie erkennen darin die Antwort: Der Weg, den Armen zu helfen, geht nicht über volle Hände, die schenken, und Köpfe, die belehren. Er geht über leere Hände und wache Aufmerksamkeit, die bereit ist, zu empfangen. Nicht um das Teilen und Hergeben des eigenen Wissens und Besitzes geht es. Die Armen werden dadurch nur

beschämt. Um das Teilen und Annehmen ihrer Armut geht es. So können sie ihre Würde zurückerhalten. Das Geheimnis der leeren Hände besteht darin, daß die Armen sie ergreifen und sich daran festhalten können und daß sie schließlich auch mit ihrem eigenen Wissen und den eigenen Möglichkeiten füllen können.

Rettungsstationen

Wie so etwas aussehen kann, haben die Helfer aus der „Nichtseßhaftenhilfe Münster“ in den harten Winterwochen 1979 erfahren, als sie ratlos vor der Frage standen, wie sie ihren Freunden von der Straße das Überleben ermöglichen sollten. Sie haben sich führen lassen und fanden dabei den Rettungsanker dieses Winters in Gestalt von Notlagern und Militärschlafsäcken, die sie bereitgestellt haben. Die Mittel kamen aus den Spenden, die ein Antonius-Opferstock in einer Klosterkirche der Stadt sammelte.

In den beruflichen Sozialdiensten hat man lange Zeit gemeint, es sei nicht fachgerecht, nur Notdienste zu vermitteln: keine Feuerwehr, keine Symptombehandlung, keine Tropfen in die Fässer ohne Boden, vielmehr Ursachenbehandlung, Resozialisierung und Rehabilitation, Leidensdruck abwarten, so heißen die Devisen, die allein für vertretbar gehalten wurden und noch werden. Seither gibt es viele Orte, wo die bereits Geretteten Aufnahme, Hilfe und Beratung finden können.

Heute erwachen wir langsam aus der „wahn-sinnigen“ Vorstellung, mit den hochgesteckten Zielen der sozialen Dienste allein könnte den Schiffbrüchigen unserer Zeit geholfen werden. Hier und da machen sich einzelne und kleine Gruppen auf, um die zu suchen, die irgendwo hängen-geblieben sind, und denen nachzusteigen, die in Brunnen-tiefe Schächte gefallen sind.

Wer solche Nothelfer kennt, weiß, wie es mit ihrem Ansehen in den offiziellen Fachdiensten bestellt ist: „Ihr seid Romantiker; ihr macht es den Leuten zu leicht; verhindert, daß sie sich selbst helfen . . .“. Sie werden für Narren gehalten.

Auch Nothelfer brauchen Wissen über Ursachen von Not und Elend, vor allem aber über Verkettungen und Teufelskreise der Ausweglosigkeit. Und sie brauchen Rettungsstationen, wohin sie die Geretteten bringen können. Dies alles ist nur möglich mit institutioneller Rückendeckung.

Ob nicht Klöster solche Rettungsstationen sein können? Sie verfügen über alles, was hier notwendig ist: Türen, die jedermann offenstehen, sie haben Räume und immer Brot. Und vor allem besitzen sie Vertrauen bei den Ärmsten. Sie sind bereits Anlaufstellen für viele. Sie können Überbrückungshilfen geben und aufgrund ihrer vielfältigen Kontakte und Be-

ziehungen im örtlichen Bereich weitere Brücken bauen zu offiziellen Sozialdiensten und anderen Freiwilligen, die weiterhelfen können.

Es gibt bereits Beispiele von solchen Rettungsstationen in Ordenshäusern. Da gibt es für solche, die nicht mehr weiterkönnen, zum Brot auch die Kleidung, Wärme und Schutz vor Witterung und Nacht. Was dabei geschieht, ist mehr als Brot bewirken kann, nämlich Sinndeutung für Leben und Leiden. Die Frage, wie man denn Menschen erreichen kann, von denen man nicht weiß, wo sie ihre Antennen stehen haben, findet hier eine Antwort: indem man ihnen dann nahe ist, wenn Not und Bedrängnis am größten sind. In solchen Stunden läßt sich Gottes Botschaft in dem Leben solcher Menschen aufspüren, kann man die Empfangsbereitschaft miterleben. Wie lange soll man sich wartend bereithalten? Ein Menschenleben ist nicht zu lang, auch das sehr viel zeitlosere Leben von Ordensgemeinschaften ist es nicht. J. Loew meint, so könnten Arme eines Tages erfahren, daß sie sich auf Gott stützen können . . .

Wir reden heute oft davon, daß wir eine Kirche der Armen sein sollten, und begeistern uns an den Berichten von Basisgemeinden, z. B. in Lateinamerika. Es genügt nicht, davon zu sprechen; einige müssen anfangen, es zu tun. Nur da, wo die Kirche ein Haus für die Armen ist, werden diese begreifen können, daß sie gemeint sind, und daß die Reichen wirklich mehr Mühe haben, es zu betreten (Mt 19, 23–30).

Helfen in Gemeinschaft

Wer Menschen helfen will, die – etwa als Krebs- oder psychisch Kranke – für ihre Umwelt zu einer äußersten Belastung geworden sind, muß sich auf die praktischen Auswirkungen solcher Existenz einlassen. Die Furcht und Abwehr, die dem „Pflegefall“ gilt, trifft auch ihn. Es wird nicht leicht zugelassen, daß einer sich dauerhaft um Menschen bemüht, deren Existenz bedrohlich wirkt. Freunde von früher ziehen sich zurück, und er ist rasch allein.

Anders, aber nicht minder intensiv, ist die Ablehnung, die den trifft, der sich Menschen mit sozialen Krankheiten zuwendet: solchen, die ständig ohne Beschäftigung sind, die betteln und trinken und sich obendrein selbst aufgegeben haben. Wer solchen helfen will, erfährt auch, daß diese Krankheit ihn mit Ansteckung bedroht: Wo soll er anfangen, wenn das Leben jedes einzelnen von Grund auf verkorkst und mit vielen anderen, ebenso verkorksten Lebensschicksalen verkettet ist? Lohnt es sich überhaupt, dafür sein Wissen, seine Zeit, sein Leben samt beruflicher Karriere einzusetzen? Was bringt das für die Betroffenen, für ihn, für die Gesellschaft?

Wer solchen helfen will, kann das nur gemeinsam mit anderen. Er braucht die Unterstützung und Ergänzung durch andere; er braucht selbst die Gewißheit, nicht im Stich gelassen zu werden. Er braucht auch die Erfahrung der Barmherzigkeit, um sie weitergeben zu können – auch an sich selbst.

Vor allem braucht er den Rückhalt in einer Gemeinschaft von vielen, die mit ihm auf demselben Weg sind. Die den einzelnen von dem Druck entlasten, er allein müsse auf alles Antwort finden, was lebendige Armut an Fragen aufwirft. Eine Gemeinschaft, die die Lasten auf viele verteilt, und dadurch die Schwachen verläßlich schützen und mittragen kann. Nur in Gemeinschaft ist schließlich auch das möglich, was einer als „Verschwörung des Wohlwollens“ bezeichnet hat, die alles Mißtrauen überwinden kann.

III. Ein Weg für Ordensleute und andere Christen – Erfahrungen aus der „Nichtseßhaftenhilfe Münster“

Viele Arme wissen die Wege zu Klöstern und Pfarrhäusern und kennen dort Namen von hilfreichen Menschen. Dieses Wissen ist ihnen kostbarer Besitz, den sie nur in Notzeiten mit anderen teilen. Einer unserer nichtseßhaften Freunde trägt die Telefonnummer eines Pfarrers als Tätowierung auf seinem Handrücken. Wenn er wieder einmal irgendwo zusammengebrochen ist, hält er sie dem vor das Gesicht, der sich über ihn beugt.

Wie sich solch dünne Kontakte zu mütter-, väter-, brüder- und schwesterlicher, zu freundschaftlicher Beziehung wandeln können, erfahren wir seit einiger Zeit in Münster und in einigen Städten im Umkreis. Da geschieht ansatzweise etwas, was über die mittelalterlichen „Städte der Barmherzigkeit“ gesagt worden ist: Da werden Fremde zu Bekannten, Helfer und Hilfsbedürftige zu Freunden.

Dabei geht es nicht darum, ein neues soziales Werk aufzubauen, eine neue Spezialisierung im Rahmen der sozialen Angebote. Damit würden nur die üblichen Mechanismen in Gang gesetzt, die uns heute in den bestehenden Sozialdiensten so belasten. In der „Nichtseßhaftenhilfe Münster“ ist nicht die Organisation der Hilfe das, was die Helfer bewegt, sondern sie selbst als Menschen, die sich als Freunde und Nächste von Armen verstehen. Studenten, Ordensleute, Pfarrer und Bürger der Stadt, jeder einzelne und alle miteinander haben entdeckt, wo das Wesentliche liegt, das die einen und die anderen in diesen Dienst einzubringen haben. Zum Beispiel die Ordensleute: Sie leben in Gemeinschaften, die ihnen soviel Rückhalt und Unterstützung geben, daß andere daran teilhaben kön-

nen. Es sind Gemeinschaften, wo keiner private Güter sammelt und wo deshalb mehr Verständnis als anderswo ist für die improvisierte Lebensweise der Armen. Mehr Verständnis auch und Einfallsreichtum für das Erfinden einfacher und unkonventioneller Hilfen. Mehr Einübung auch im Zuhören, was ein anderer zu sagen hat. Mehr Erfahrung schließlich in der Deutung von Leid und Tod; Selbstverständlichkeit im Umgang mit den schlichten Hilfen des Glaubens, mit den einfachen Bildern der Bibel, den herzhaften Worten alter Gebete.

Wir erleben heute, wie Ordensleute aus den unterschiedlichsten Gemeinschaften sich untereinander verbünden und wie dieser Bund sich ständig erweitert, weil immer mehr Laien, die Laien bleiben, sich hinzugesellen. Diese entdecken bei den Ordensleuten Gemeinsamkeiten mit der eigenen Lebenssituation: Studenten z. B., die improvisierend leben und unkompliziert teilen, was sie haben. Pensionäre, die einen neuen, sinnerefüllten Anfang machen wollen. Weitere, die nicht alles, was sie verdienen, als verdient ansehen können. Und schließlich auch solche, die die Karriere nach unten suchen und darauf hoffen, Menschen zu finden, die ebenfalls auf der Rolltreppe des programmierten Aufstiegs in die Gegenrichtung streben. Und nicht zuletzt auch die Freunde von der Straße.

Das alles ist nur möglich, weil sich hier über einzelne Ordensleute deren Klöster geöffnet haben und nun Ordens- und Laienchristen Hand in Hand zusammengehen. Es ist wesentlich, daß es die Klöster sind, die sich öffnen und nicht nur kleine Gruppen von Ordensleuten, die irgendwo privat zusammenleben¹. Auf solchem Weg könnte die Kirche in unserer Stadt vielleicht einmal ein Haus der Armen werden.

Niemand hat diese Entwicklung so vorhersehen können, keiner konnte sie planen, weil Ordens- wie andere Christen viel zu wenig wußten von den beiderseitigen Fähigkeiten, Gemeinsamkeiten, Sehnsüchten. Eher kann man dies alles, was da wird (und überall werden könnte), so umschreiben, wie einer aus unserer Gruppe es neulich tat: Die einen haben Träume von Wegen, die es noch nicht gibt, und fragen: Warum nicht? Und andere erleben eines Tages, daß sie Dinge tun, die sie sich nie hätten träumen lassen.

¹ Vgl. zu diesem Thema: Ursula Adams, *Radikale Solidarität – Wie können Ordensgemeinschaften heute die Solidarität mit Armen leben?*, in: Ordenskorrespondenz, Heft 1/1979, S. 43–54.